



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Kleine ästhetische Streiszüge. 3.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

sitionelle Entwicklung Belgiens bis jetzt eine durchaus normale gewesen, so erhält auf der andern Seite das monarchische Princip durch die Art, wie hier das Königthum durch den Musterkönig Leopold vertreten ist, eine Unterstützung, welche nicht hoch genug angeschlagen werden kann. Ein verfassungstreuer, an das System, in dessen Organismus er eines der Glieder ist, aufrichtig glaubender Fürst, der in Wahrheit über den Parteien steht, ist und bleibt, namentlich da, wo die andere Macht, das Volk, noch nicht vollkommen sicher, fest und stark auf den Füßen ist, der beste Halt in den Wirren des Staatslebens, und wir begreifen darum vollständig die Begeisterung der Belgier bei dem Jubiläum ihres Monarchen, während manche ähnlich aussehende Begeisterungsausbrüche uns weniger begreiflich sind.

Kleine ästhetische Streifzüge.

3.

Unter den nachtheiligen Einwirkungen unserer frühern Literatur auf die Gegenwart, steht in erster Reihe die Neigung der deutschen Schriftsteller, sich mehr mit ihrer Person, als mit der Sache zu beschäftigen, und auch da, wo sie eifrig bemüht sind, der Sache gerecht zu werden, wenigstens in die Färbung etwas von ihrem individuellen Wesen einfließen zu lassen. Gegen das Princip unserer classischen Schule: der Zweck des Lebens sei die harmonische Ausbildung der Persönlichkeit, würde sich wenig einwenden lassen, wenn diese Ausbildung dazu geführt hätte, die Persönlichkeit ganz zu vergessen, wie man sich ja auch im gesunden Zustand seines Körpers nicht im mindesten erinnert. Statt dessen wollte man sich aber als schöne Seele genießen und auch von andern als schöne Seele geliebt und gewürdigt sein, und so war man fortwährend genöthigt, auf das zu reflectiren, was eine reise Bildung den Menschen vergessen lehrt. Später, als die classische Kunst durch die Romantik verdrängt wurde, ging das Schöne in das Interessante über, und die Sache wurde dadurch nur noch schlimmer. Denn das Schöne kann man nur im allgemeinen Ueberblick empfinden, auf das Interessante dagegen will man in jedem Augenblick aufmerksam gemacht werden, und so hielt der Schriftsteller es nicht blos für erlaubt, mit dem lieben Publicum zu kokettiren — um uns deutsch aus-

Saufe. Selbst das urkatholische Löwen, die Burg der Ultramontanen, hatte sich dem ungeheuren, vielleicht vorbedeutungsvollen Umschlag nicht entziehen können, denn unter den vier Abgeordneten, die es in die Kammer schickte, war wenigstens ein Liberaler. Sämmtliche Mitglieder des neuen Cabinets sind gewählt, Rogier sogar zweimal, und überhaupt ist der Partei, die jetzt die ministerielle sein wird, nichts als die Wahl in Mecheln und in Courtrai misrathen.

D. Ned.

zu drücken, sondern es erscheint ihm als Pflicht eines guten Stilisten. Es ist unverkennbar, daß jetzt alle Welt sich bemüht, diese üble Neigung zu bekämpfen, statt der Person die Sache ins Auge zu fassen, oder, nach dem Kunstausdruck, die subjective Form mit der objectiven zu vertauschen. Aber Spuren von der alten schlechten Manier finden sich noch immer bei sehr begabten geistvollen Schriftstellern und auf diese wollen wir bei Gelegenheit einiger neuen Erscheinungen aufmerksam machen.

Ein neues Buch von Niehl: Die Pfälzer, ein rheinisches Volksbild (Stuttgart und Augsburg, Cotta) ist das erste in der Reihe. Um nicht ein falsches Vorurtheil zu erregen, schicken wir gleich hier voraus, daß wir es mit einem guten, ebenso unterhaltenden als lehrreichen Buch zu thun haben; einem Buch, das gegen die Naturgeschichte des Volks ein großer Fortschritt ist. Daß Niehl gut sehn und das Gesehene gut ausmalen konnte, wußte man schon früher, allein er hatte den Fehler begangen, aus einzelnen, zum Theil geistvollen Anschauungen, die aber nach keiner Seite hin erschöpfend waren, ein vermeintliches System zu machen, und deshalb seine Gegenstände in einer falschen Perspective zu zeigen. Wenn es unzweifelhaft ein Fehler ist, die Wirklichkeit in das Prokrustesbett fertiger abstracter Regeln zu zwingen, so ist es noch viel bedenklicher, Beobachtungen, die für den einzelnen Fall ganz richtig sein können, zu verallgemeinern, ohne sich vorher eine Gesamtübersicht über das Feld, das man behandeln wollte, zu verschaffen. In dieses Mißverständniß war aber Niehl in seiner Naturgeschichte des Volks so häufig verfallen, daß man neben den treffendsten Bemerkungen auf handgreifliche Absurditäten stieß, auf Absurditäten, die man sich nur erklären konnte, wenn man sie genetisch erklärte d. h. wenn man sich den individuellen Fall ins Gedächtniß rief, von dessen Anschauungen Niehl ausgegangen war.

Dieser Fehler ist in dem neuen Buch, wenn nicht ganz, doch zum großen Theil vermieden. Der Verfasser behandelt dies Mal einen beschränkten Gegenstand, den er gründlich studirt hat und der es ihm möglich macht, jede neu erfundene Regel an der Gesamtheit der einzelnen Fälle zu controliren und zu berichtigen. Wenn das Buch trotzdem keinen ganz reinen Eindruck macht, so liegt das mehr in der Form als im Inhalt.

Zunächst kehrt der Verfasser noch immer mehr als billig den Feuilletonisten heraus. Im Feuilleton einer Zeitung lesen sich diese Gedankensprünge, diese wunderlichen Ideenassociationen, diese Mischung des ernstesten und des bucltesten Stils ganz artig, aber im Buch verlangt man doch etwas Anderes. Es handelt sich nicht bloß um den richtigen ästhetischen Eindruck, der Fehler geht vom Stil in die Sache über, da der Witz und der Humor nicht selten den Verfasser verführt, die Gegenstände bloß als künstlerische Objecte zu betrachten d. h. aus ihnen zu machen, was sich grade für die Stimmung schickt. Er

gesteht in der Vorrede ein, es komme ihm hauptsächlich auf ein schönes Bild an, und er erinnert an Titian und Rembrandt. Bei einem belletristischen Buch wäre das in der Ordnung, der Anspruch an eine wissenschaftliche Leistung aber verträgt sich nicht mit dieser Virtuosität in den Farben.

Freilich ist jener Anspruch auf die Erfindung einer neuen Wissenschaft grade das schlimmste Indicium für die oben gerügte Subjectivität. Die angeblich neue Wissenschaft der Socialpolitik ist weder neu, noch eine Wissenschaft. Sie ist keine Wissenschaft, weil sie vorläufig noch auf einzelnen Gemälden beruht, und noch kein einziges Gesetz, keine einzige anwendbare Formel gefunden hat; eine Wissenschaft existirt aber erst dann, wenn sie ihre Resultate in klaren positiven Regeln ausdrückt, von denen man auf jeden beliebigen Fall Anwendung machen darf. Sie ist aber auch nicht neu, denn Niehl thut nur dasselbe, was alle Länderbeschreiber seit Herodot, Strabo und Pausanias gethan haben, er beschreibt und charakterisirt seinem Leser das Land, mit dem er ihn bekannt machen will, nach allen Richtungen hin: die politischen und ökonomischen Zustände, die Sitten und Gebräuche, die Trachten und Nahrungsmittel, die Kunstalterthümer und die praktischen Anstalten, kurz alles, was man auf der Reise Neues erlebt und was den Fremden interessirt. Das haben alle Reisebeschreiber seit den zwei Jahrtausenden gethan, in denen überhaupt eine Literatur existirt. Wenn Niehls Bildung tiefer und umfassender ist, als z. B. die Bildung von Nicolai und Campe, so ist das nur ein quantitativer Unterschied, kein qualitativer. Zudem verfällt er nicht selten in den Fehler jener Männer, er geht nämlich von einem vorgefaßten Gesichtspunkt aus. Wenn unsere Aufklärer überall das Noth- und Hilfsbüchlein vor Augen hatten, so läßt sich Niehl von ästhetischen Gesichtspunkten leiten. So entdeckt er z. B. in der Pfalz überall Spuren des Romanismus, und wenn er einige sehr richtige Bemerkungen macht, so heßt er diesen Einfall zu Tode, er verfolgt ihn bis in die Blumentöpfe hinein. Mit Vergnügen haben wir bemerkt, daß seine Ideen über ständische Gliederung u. s. w. sich seit den letzten drei Jahren wesentlich cultivirt haben, aber er betrachtet die Landschaft doch immer noch durch eine gefärbte Brille, und seine Augen sind gut genug, um dieses Hilfsmittels entbehren zu können. Wenn er die Brille nicht auf hätte, würde er sich daran so erinnern, daß ein rothhaariges Kind, welches ein Durchreisender neben der Post bemerkt, denselben noch nicht berechtigt, in seinem Notizbüchlein die Bemerkung einzutragen: in dieser Stadt dominiren die rothen Haare. Wenn, um ein anderes Beispiel anzuführen, der Thorwarter in Leipzig einen Reisenden, der in der Müze kam, wirklich nach seinem Wanderbuch gefragt hat, so muß er in sehr gereizter Stimmung gewesen sein, denn sonst ist den Leipziguern die Müze kein so unbekanntes Phänomen.

Diese Excurse über die hohe Bedeutung der neuen Wissenschaft könnten,

ohne dem Buch zu schaden, ruhig weggeschnitten werden, und das Ganze würde einen viel bessern Eindruck machen. Wenn der Verfasser harmlos beschreibt, ist er durchweg sehr unterhaltend. Das Familienleben der Pfälzer z. B. ist, obgleich er keine große Vorliebe für sie hat, sogar gemüthlich geschildert. Die Baulichkeiten, sowol die alten wie die neuen, treten dem Leser lebendig vors Auge, man sieht die lang hingestreckten Dörfer am Abhang oder am Ufer eines frühern Gewässers naturgemäß entstehen; man freut sich an den monumental ausgeführten Thoren und Kellerhälsen, an der Symbolik des Brots und des Weins, um die sich das ganze Leben der Pfalz bewegt; man studirt an den dialektischen Eigenthümlichkeiten unter der Leitung des Reisenden die hervorspringenden Seiten des Volkscharacters; man versinnlicht sich an dem einzelnen Beispiel den Nutzen und die Bedeutung der Volkstracht und läßt sich auch die culinarischen Studien wohl gefallen, die Bewegung der frankfurter Würste und der bairischen Knödel, wenn auch die höchste Erzungenschaft der pfälzer Küche, die Bratensauce, nur einen dürftigen Begriff von ihrer Productivität gibt.

Da wir nun die Manier des Schriftstellers getadelt haben, und doch seinem Bemühen, das Nützliche mit dem Angenehmen zu verbinden, die Berechtigung nicht versagen können, so sei uns erlaubt, auf einen Schriftsteller hinzuweisen, der das Ideal, welches Niehl vorschwebt, im vollsten Maß erreicht hat, und uns insgesammt als lehrreiches Vorbild dienen kann. Wir meinen Goethe, nicht Goethe den Dichter, sondern Goethe den Reisebeschreiber und den wissenschaftlichen Schriftsteller. Was seine Dichtungen betrifft, so wird das Gefühl, daß sie die höchste Bewunderung verdienen, ebenso allgemein sein als das zweite, daß man sie nicht nachahmen kann, nicht wegen der Höhe, die sie erreicht haben, sondern wegen ihrer ganz individuellen Form. Aus dem Studium Shakespeares ist in der dramatischen Dichtung vieles Bedeutende hervorgegangen, das Vorbild des Faust, des Meister, des Tasso hat nur Fragen hervorgerufen, weil Goethe, obgleich er für seine Stimmungen, Empfindungen, Gedanken, stets die objective d. h. die sachgemäße Form fand, in seinem Inhalt durchaus subjectiv war. Anders ist es in seinen prosaischen Schriften, deren Studium hoffentlich jetzt erst anfangen wird. Sie gehören nicht bloß zu den ersten Leistungen Deutschlands, sondern sie lassen sich auch, einzelne Wunderlichkeiten abgerechnet, für jede Gattung des Stils als Vorbild aufstellen. Der Geschichtschreiber kann aus ihnen lernen, wie man erzählen, der Philosoph, wie man einen verwickelten Gedanken deutlich machen, der Physiker, wie man ein Phänomen klar vor die Augen bringen kann. In allen diesen Gattungen ist Goethe Meister, nirgend aber in dem Grade, wie in den Reisebildern. Hier verleugnet er seine Persönlichkeit ganz, man hat es nur mit der Sache zu thun. Mit seinem wunderbaren Auge sieht er

alles, was sonst nur mittelst der Arbeitstheilung gesehn wird, er sieht alles zugleich und ist doch durch die angeborene Ordnung und Gelassenheit seines Geistes befähigt, ein reinliches, in allen Theilen unterscheidbares Gemälde zu entwerfen. Für alles was er schildern will steht ihm die prägnantesten und doch ungesuchten Ausdrücke zu Gebot, und er läßt sich durch die Vielseitigkeit seiner Perspectiven niemals verleiten, die eine durch die andere zu verwirren. Wenn sich ihm einmal zwei Gedanken aufdrängen, die gar nichts miteinander gemein haben, so macht er mit seiner Ruhe, die ebensowol Stolz als Bescheidenheit ist, etwa folgenden Uebergang. „Und da ich nun von den frankfurter Würsten gesprochen habe, so will ich einiges über die Symbolik der gothischen Baukunst bemerken.“ Die Naivetät dieses Uebergangs scheint dem modernen Reisebeschreiber unmöglich; er sucht mittelst der hegelschen Philosophie oder der Romantik, oder auch der Socialpolitik irgend ein tertium comparationis, wodurch die frankfurter Würste auf die gothische Baukunst bezogen werden, und verfällt so durch die Ideenassociation in eine Absurdität, nur um das Einfache und Natürliche zu vermeiden. Allmählig werden wir alle dahinter kommen, daß die Reihenfolge eines mathematischen Lehrbuchs sich für keine andere Gattung der Schrift eignet, und daß, wenn man im Einzelnen reinlich und correct beschreibt, der Uebergang von einem Gegenstand auf den andern etwas Unwesentliches ist.

In den Vorlesungen über akademisches Leben und Studium, gehalten von Professor Erdmann in Halle, (Leipzig, Geibel) zeigt sich eine auffallende Verwandtschaft mit Niehl, sowol wenn wir das Talent, als wenn wir den Charakter der beiden Männer ins Auge fassen. Wenn im Allgemeinen der hallesche Professor einen viel weniger erfreulichen Eindruck macht, so liegt das vielleicht zum Theil in der Verschiedenheit der Umgebungen, die doch immer dem Schriftsteller ein anderes Relief geben. Ueber Erdmanns literarischen Charakter konnte man sich zwar aus seinen Vorlesungen über Glauben und Wissen 1837, über den Staat 1831, so wie aus seinen psychologischen Briefen ein ziemlich vollständiges Gemälde entwerfen; aber dies Gemälde wird durch das neue Werk in manchen bedeutenden Punkten ergänzt, weil es seiner Natur nach mehr als die frühern dem Verfasser Gelegenheit gibt, mit seiner ganzen Persönlichkeit für seine Ansichten einzutreten. Gerade dieser Umstand führt bei der Besprechung des Buchs seine Bedenken mit sich. Das Verhältniß des akademischen Lehrers zu den Studirenden gehört zu den zartesten, und schließt eigentlich die Oeffentlichkeit aus. Wir meinen nicht die rein theoretischen Vorlesungen, die entweder auf ein erweitertes, tiefer begründetes Compendium herabkommen, oder durch neue Forschungen und Gesichtspunkte in den Kreis der eigentlichen Literatur eintreten, sondern die eigentlichen Functionen des Lehrers, die Berührungspunkte zwischen Individualität und Individualität, deren Be-

rechti gung nur derjenige vollständig ermessen kann, der mitten darin lebt. Es kann vorkommen, daß ein Professor, der in seinem Auditorium wie in einer Familie lebt, sich zu manchen Excursen nicht bloß berechtigt, sondern berufen glaubt, die man außerhalb dieses intimen Kreises mißverstehn würde, und deren öffentliche Besprechung daher eine Indiscretion wäre. Allein dieses Recht der Privatbeziehung gibt der Lehrer auf, sobald er seine Vorlesungen drucken läßt, auch wenn er wie Professor Erdmann erklärt, er habe bei der Veröffentlichung seiner Vorlesungen hauptsächlich an seine Zuhörer gedacht.

Hier drängt sich nun zunächst eine ganze Vorlesung auf, in welcher Erdmann sein eignes Leben, seine Studien und Erfolge beschreibt. Er motivirt es dadurch, daß die encyclopädische Bildung, die er durchgemacht, ihm das Recht gibt, mehr als andere Universitätslehrer, die einen einseitigen Bildungsgang durchgemacht, grade über diesen Gegenstand seine Ideen auszusprechen. Aber man kann bei der schönen Wärme, mit der er seinen Lebenslauf betrachtet, doch den Wunsch nicht unterdrücken, dasselbe aus einem andern Munde zu hören. Noch schlimmer ist, daß er bei dieser Gelegenheit auf andere Männer eingeht, auf seine jetzigen und ehemaligen Collegen, denen er vor den Studirenden nicht in Bezug auf ihre wissenschaftlichen Ideen, sondern in Bezug auf ihren menschlichen Charakter die ärgsten Injurien sagt. Wir sind mit den Disciplinargesetzen der Universitäten nicht vertraut genug, um beurtheilen zu können, wie weit das in äußerlicher Beziehung statthast ist, schicklich ist auf alle Fälle nicht. Gewiß gibt es Streitfragen, in denen der Schriftsteller das Recht hat, auch die Person seines Gegners ins Auge zu fassen; die Versammlung der Studenten ist aber gewiß nicht das Forum, vor welchem man seine Collegen des Wortbruchs, der Feigheit, selbst der Feilheit zeihen darf; noch dazu in so burlesken Ausdrücken wie es Erdmann z. B. S. 32 und S. 154 thut. Er scheint freilich das Verhältniß zu den Studirenden anders aufzufassen, er macht aus den Höflichkeitsredensarten „meine hochzuverehrenden Herrn!“ „meine Herrn Comitonen“ u. s. w. eine Begriffsbestimmung, als ob hier von einem Verhältniß zwischen Gleichen die Rede wäre; aber eine solche Auffassung ist sowol der Wissenschaft als des akademischen Berufs unwürdig. Der Professor ist der Lehrer, der Student der Schüler, und jeder tüchtige Student wird die Versicherung, daß dem nicht so sei, mit verächtlichem Achselzucken aufnehmen; jeder tüchtige Student wird die leider nur zu häufige Neigung der Professoren, sich zu ihm herabzulassen, seine Kneipsprache zu reden, ihn mit guten oder schlechten Witz zu unterhalten, als eine Beleidigung empfinden. Man wende auch nicht ein, daß der Gegenstand das so mit sich bringt. Fichte, Schleiermacher, Schelling und andere haben über denselben Gegenstand Vorlesungen gehalten, ohne sich herabzulassen, sie haben grade dadurch, daß sie dem Problem die höchste und reinste Idealität gaben, jene ernste und nachhaltige Begeisterung hervorgerufen,

die bei dem Studenten nie ausbleibt, wenn er fühlt, daß man ihn mit wahrer Achtung behandelt; daß man ihm zutraut, über ernste Dinge ernst zu denken und zu empfinden.

Diese Mißgriffe liegen bei Erdmann nicht in einem Irrthum des Verstandes, sondern in der subjectiven Richtung seiner Natur. Er ist nicht im Stande, sich ganz in die Sache zu vertiefen, der Eindruck, den seine Persönlichkeit macht, ist ihm viel wichtiger. Man begreift diese Neigung, wenn man seine vielen brillanten Einfälle in Erwägung zieht, aber grade hier war es nöthig, ihr Widerstand zu leisten.

Denkt man sich nun diese Auswüchse abgeschnitten, so bleibt viel Vortreffliches übrig. In dem theoretischen Theil seiner Vorlesungen gibt Erdmann eine Art Encyclopädie der Wissenschaften nach dem Vorbild Hegels, den er beiläufig mit ehrenwerther Consequenz als seinen Meister festhält. Gegen das Einzelne wären sehr erhebliche Einwände zu machen: so ist z. B. das Verhältniß zwischen Wahrheit und Wirklichkeit zwar äußerst populär, aber nichts weniger als speculativ behandelt. Allein der allgemeine Gang ist interessant und zur vorläufigen Orientirung gewiß sehr lehrreich. Noch viel bessere Bemerkungen finden sich über das sociale Leben der Universität. Erdmann erläutert die verschiedenen Institutionen derselben, die Verbindungen, die Duelle, das Reiten und die ritterlichen Uebungen der Studirenden vom Standpunkt eines gebildeten Mannes, der zwischen Ernst und Scherz sehr wohl zu unterscheiden weiß. Eine andere Frage ist freilich, ob der Student in der Naivetät seines Burschenthums gefördert wird, wenn man ihn lehrt, über sein eignes Treiben so verständig zu reflectiren, als Erdmann reflectirt, als alle mit ihm reflectiren, die über die Universitätsjahre hinaus sind. Wenn man den allgemein menschlichen Sinn des Spiels durchschaut, wird man sich in das Spiel kaum mehr einlassen können, und der Student, der dahinter gekommen ist, worin der wahre Nutzen der Corps, der Burschenschaften, der Duelle u. s. w. liegt, wird kaum mehr Corpsbursch werden, kaum mehr auf die Mensur gehn wollen. Indes ist das nicht gegen Erdmann gesprochen; wenn er einmal über diese Dinge reflectiren wollte, so konnte es nicht anders geschehn, als er es hier gethan hat. Bedenklicher sind seine Ideen über das wirkliche, das bürgerliche und politische Leben.

Wenn man Erdmann gewöhnlich einen Reactionär nennt, so müssen wir ihn gegen diesen Vorwurf entschieden in Schutz nehmen. Sein Standpunkt ist vielmehr der des Liberalismus im guten wie im schlechten Sinn.

Der Liberalismus ist die Abneigung gegen äußere Schranken und äußere Autorität, das Streben nach individueller Ungenirtheit in Staat, Kirche und Gesellschaft. Dieses Streben, welches Fichte in seinen „Grundzügen des gegenwärtigen Zeitalters“ mit dem Namen der Leeren Freiheit charakterisirt, sind Grenzboten. IV. 1857.

den wir nirgend so unumwunden ausgesprochen, als in diesen Vorlesungen des angeblich reactionären Professors.

Schon das Princip, das er an die Spitze seiner Untersuchungen stellt, ist von der Art, selbst den rücksichtslosesten Liberalen flüchtig zu machen. Er behauptet nämlich in baarem Ernst und er behauptet es als allgemeine Regel, dem Studenten stehe die Wahl des Staats und der Religionspartei frei, der er fortan angehören wolle. Also aus der Sphäre der Substantialität sind wir in den wildesten Individualismus gerathen. Thatsächlich läßt sich freilich für diese Behauptung in Deutschland leider viel anführen, denn für sehr viele Deutsche würde die Frage, ob sie überhaupt zu einem Staat gehören, schwer zu beantworten sein. Aber Erdmann hält ja seine Vorlesungen in Preußen, einem Staat, dem er selber viel schöne Dinge nachsagt, und da ist es doch wol unglaublich, daß man ein Verhältniß, das im einzelnen Fall entschuldigt werden kann, gradezu zur Norm stempelt. Ist der Studirende denn wirklich in diesem Sinn frei? muß er erst mit sich zu Rathe gehen, ob er in dem Verlande, in dem er geboren und aufgewachsen ist, auch wirklich bleiben, ihm seine Kräfte weihen will? Uns wenigstens geht dieser Liberalismus zu weit, und wir bekennen uns ihm gegenüber als reactionär; wir halten es für Pflicht, innerhalb der sittlichen Gemeinschaft zu wirken, die wir nicht gewählt haben, sondern an die uns das Schicksal oder die Vorsehung gewiesen hat. Und dieses Princip steht bei Erdmann nicht isolirt, in ihm verknüpfen sich vielmehr alle Fäden seiner Gedanken. Die Art und Weise, wie er die neuen politischen Zustände seines Vaterlandes schildert z. B. 126—40 ist von dem Vorwurf arger Frivolität nicht frei zu sprechen. Wir erkennen den Standpunkt, der in der constitutionellen Verfassung einen Abweg von der echten preussischen Entwicklung sieht, obgleich wir ihn bekämpfen, als vollkommen berechtigt an; aber auf diesem Standpunkt steht Erdmann nicht. Er läßt sich die constitutionelle Verfassung gefallen, wie jeder andere, und bemüht sich nur, den jungen Studirenden, die er grade an eine ernste und tiefe Auffassung der sittlichen Zustände gewöhnen sollte, dieselbe in ihrer vermeintlichen Lächerlichkeit bloß zu stellen, alle seine Lehren gehen auf das berlinische: „laßt euch nicht verblüffen!“ heraus. Indem er auf die Wize aufmerksam macht, mit denen die Deputirten einander amüßten, zieht er daraus den Schluß, das gesammte Verfassungsleben sei eine Windbeutelei, ohne daran zu denken, daß er in demselben Augenblick viel ärger sündigt als die Männer, die er verklagt. Wenn Herr von Gerlach in der Kammer mitunter einen Witz macht, der nicht zur Sache gehört, so thut er es vor Ebenbürtigen, vor Männern, die zwischen Scherz und Ernst sehr wohl zu unterscheiden wissen, Erdmann dagegen thut es vor Jünglingen, die nach seiner eignen Erklärung in ihrer Bildung noch nicht fertig sind, die seiner frivolen Lebensauffassung noch

einen substantiellen Gehalt entgegenzusetzen haben, er bestärkt sie in der Neigung, die bei dem „Musensohn“ gar keiner Verstärkung bedarf, über die ernsthaften Angelegenheiten der Philister zu spotten. Gegen diesen Mißbrauch der akademischen Stelle können wir unsere Mißbilligung nicht stark genug ausdrücken, und wir glauben, daß darin alle Parteien einig sein werden. Nicht viel anders ist es mit der Religion. Auch hier gilt Erdmann für einen Reactionär, wenn wir aber auf die zahlreichen Seitenhiebe gegen die Orthodorie, die in diesen Vorlesungen vorkommen, kein großes Gewicht legen, so glauben wir dagegen, daß grade die Art, wie er sich ihrer zuweilen annimmt, höchst verletzend sein muß. Am schärfsten findet man die Beleidigungen eines guten Freundes, der uns mit lächelndem Achselzucken entschuldigt. Es ist nicht übertrieben, wenn wir behaupten, daß Erdmann die Stellung des Geistlichen zur Kirche als ein bloßes Contractverhältniß betrachtet; wir glauben nicht, daß seine sogenannten politischen und religiösen Freunde dieser Ansicht beitreten werden.

Nur noch einige Worte über einen dritten Schriftsteller dieser subjectiven Richtung: Meine Wanderung durchs Leben, ein Beitrag zur innern Geschichte der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts, von Dr. Gerd Eilers, kön. preuß. Geh. Regierungsrath a. D. (2 Bd., Leipzig, Brockhaus). Der Verfasser spricht schon in der Vorrede mit einer gewissen Unsicherheit über seine amtliche Thätigkeit unter dem Ministerium Eichhorn, namentlich bei der ministeriellen Literaturzeitung. Die üble Meinung, welche im Publicum über seinen Einfluß verbreitet war, beunruhigt ihn sichtlich; auch erwägt er mehrmals, was wol seine Freunde zu seiner gegenwärtigen politischen Haltung sagen mögen: er fürchtet dem einen zu conservativ, dem andern zu liberal zu sein. Daß man ihm, und wie es scheint, auf eine ziemlich bruske Weise seinen Abschied gegeben hat, erklärt das Auftreten des malcontenten Staatsmanns hinreichend. Es versteht sich von selbst, daß er seinen frühern Ansichten, die ja der Oeffentlichkeit angehören, nicht direct widerspricht. Doch behalten wir uns vor, auf diese allgemein politische Thätigkeit später einzugehen, wenn er mit seinen Memoiren so weit gekommen sein wird. Vorläufig sind wir noch in den Jahren 1819, 1820 u. s. w. in der Vollblüte der Demagogerie. Er gibt zur Geschichte dieser Periode einige recht spaßhafte Beiträge. Er war damals Gymnasialdirector in Kreuznach. Das Gymnasium sollte gehoben werden, und es kam darauf an, junge Kräfte dafür zu gewinnen. Eilers brachte 1817 den Professor Bercht in Vorschlag, der in den Freiheitskriegen als preussischer Offizier gedient hatte, und dann die bremer Zeitung redigirte. Der Provinzialschulrath erklärte sich dafür, und das Consistorium erließ an den Director, 25. August 1829, die Verfügung, den Professor Bercht schleunigst

als ordentlichen Lehrer einzuführen, was auch geschah. Mittlerweile ließ Herr von Kämpf wohlbekannten Andenkens, der in der bremer Zeitung einige Mal angegriffen war, in ein französisches Blatt die Notiz einrücken: die preussische Regierung habe einen Hauptdemagogen als Lehrer in der Rheinprovinz angestellt. Diesen Artikel legte Fürst Wittgenstein dem König vor, der darüber natürlich sehr aufgebracht war, und sofort erging vom Ministerialreferenten an Eilers ein Schreiben, daß für den Augenblick an eine Anstellung Berchts in irgend einem Theil des preussischen Staats nicht zu denken sei. Nun hatte Bercht in Folge seiner officiellen Berufung von Seiten des Consistoriums seine lucrative Stellung in Bremen aufgegeben. Eilers schickte an das Ministerium seine Schriften ein, aus denen sich nachweisen ließ, daß Bercht, weit entfernt, ein Feind Preußens zu sein, sich über diesen Staat stets in Prosa und in Versen mit warmem Enthusiasmus ausgesprochen hatte. Indesß die preussische Redensart: Nicht raisonnirt! wurde auch dies Mal in Anwendung gebracht, und wie der Verfasser S. 57 sagt: „Zum Jakobiner gefährlichster Art hatte sich Bercht sowol in Berlin, als in Wien dadurch gestempelt, daß er den deutschen Bund nicht mit Geng-Metternichschen Augen angesehen, sondern sich für eine Reorganisation und eine preussische Hegemonie in Deutschland ausgesprochen.“ Es geschieht nichts Neues unter der Sonne! Die weitem Schritte wollen wir übergehen; nur noch eine pikante Anekdote, S. 78. Der Fürst Staatskanzler erkannte das dem Herrn Bercht geschene Unrecht und suchte ihn dadurch einstweilen zu beschwichtigen, daß er ihm eine Summe anweisen ließ, die dem zweijährigen Betrage des ihm zugesicherten Gehalts gleichkam. In der Hauptsache konnte oder mochte aber auch er nichts ändern. Als Bercht den Minister von Schuckmann aufforderte, ihn vor Gericht stellen zu lassen, erwiderte dieser: „das wird man bleiben lassen, man hat durchaus keine Indicien gegen Sie. Sie sind des Verdachts verdächtig und das ist jetzt von großer Bedeutung. Sie haben als Offizier gedient und als Halbinvalide mit Aussicht auf Anstellung den Abschied erhalten: der Staat ist mithin verpflichtet, Sie anzustellen, und er wird dieser Verpflichtung gerecht werden, man wird Sie zum Thorschreiber in Gumbinnen machen!“ Mit dieser ironischen Erwiderung gab Herr von Schuckmann, der Polizeiminister, seine eigne Indignation über das Verfahren der Polizei deutlich kund, aber auch seine eigne Abhängigkeit. Endlich fand sich eine Stelle in Frankfurt am Main, und da der Senat dieser freien Stadt Anstand nahm, einen in Preußen mißliebigen Mann anzustellen, erfolgte von der gutmüthigen preussischen Regierung umgehend die officiële Erklärung, daß man es vielmehr sehr gern sehen würde. Der Zug charakterisirt mehr als eine lange Geschichte die damaligen Zustände. Es finden sich über jene Periode in dem Buch noch einige interessante Notizen, z. B. über die durch

Schleiermacher hervorgerufene Vertiefung des Christenthums. Eilers erinnert daran, daß selbst Claus Harms, später der Vorfechter der lutherischen Orthodoxie, damals noch lehrte: „Der heilige Geist ist gebunden an keine Zeit, an kein Geschlecht, an keine Religion, sondern in jeder Religion das, wodurch sie sich wahr macht, worin ihre Gewalt besteht an den Gemüthern, womit sie der Gläubigen Seelen erfreut, aneinanderzieht und bindet.“ Ferner: „Wir suchen und fragen: Wer ist der Tödtende? Wer ist der Schaffende? Wer ist der Erhaltende? Die Gesetze der ewigen Ordnung; wer schrieb sie oben am Himmel, unten auf der Erde jeglichem Wesen vor? Wer ist der über alles? der in allem! Nicht tiefer drang der forschende Verstand, nichts Höheres hat jemals er ausgesprochen, dem auch das Herz willig huldigte, als Natur ist Gott, Gott ist Natur! u. s. w.“ Später ging freilich der ehemalige Pantheist, zuerst durch Schleiermacher angeregt, in der kirchlichen Reaction bedeutend über sein Vorbild hinaus. — Schleiermacher besuchte unsern Gymnasialdirector einmal in Kreuznach, und sagte zu ihm: „Was Ihr Ministerium betrifft, so ist das bald abgemacht, es fängt mit *Οὐδὲν* (Nihden) an und hört mit *Μηδὲν* (Meden) auf.“ — Zum Schluß des Bandes wird Eilers veranlaßt, die Rectorstelle, mit welcher er sehr zufrieden war, aufzugeben, und dafür das einflußreiche, aber auch undankbare Amt eines Provinzialschulraths anzunehmen. Seine Weigerung beschwichtigte der neue Oberpräsident der Rheinprovinz, v. Bestel, durch die Warnung: „Nun dann werden Sie unter die Fuchtel eines Hegelianers kommen, der nicht sanft mit Ihnen, als einem Feinde des Hegelthums, umgehen wird, und ein solcher ist für den Fall, daß Sie die Stelle nicht annehmen, bereits designirt. Diesen hat sich der Referent im Ministerium, der, wie Sie wissen, für das Hegelthum schwärmt, aufersehen; ich aber würde es als ein großes Unglück für die Provinz betrachten, wenn unsere Schulen im Geist hegelscher Weltanschauung geleitet würden. Wir brauchen einen Mann, der die praktischen Gesichtspunkte im Auge behält.“ — In der Hoffnung, in den späteren Lieferungen noch manche interessante Enthüllungen zu erhalten, nehmen wir für heute von dem Verfasser Abschied.

J. S.

Robert Schumann.

Eine Biographie von Joseph von Wastielewski. Dresden, Kunze.

Diesem Leser, welche unsere Zeitschrift mit einer gewissen Aufmerksamkeit verfolgt haben, werden sich vielleicht noch einer ausführlichen Abhandlung über Schumann erinnern, welche wir im 3. Quartal 1850, S. 489 und 521